

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 110.

Mittwoch, 12. Mai.

1915.

Klippen.

Nachdruck verboten.

(17. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schöke-Geller.

Zimmer würden nun auf seinem Schreibtisch Blumen stehen — sie würde sie hinstellen — das Haus — die Welt, das Leben für ihn schmücken — alles würde den Widerschein ihrer Augen und den Klang ihrer Stimme haben.

Sie merkten nicht, daß die Zeit verrann, bis sie das Auf- und Zuschließen seiner Zimmertür in die Wirklichkeit zurückrief.

„Wer war das?“ fragte sie und erhob sich zum Gehen.

„Ich weiß es nicht, Liebes. Vielleicht Erna. Ich werde ihr heute abend meinen Entschluß wegen der Ehescheidung sagen.“

Silbe empfand kein Mitleid mehr für die Frau, die ihren Mann betrogen hatte und einen anderen liebte. Ihr Gewissen regte sich nicht mehr. Sie war ruhig geworden. Sie wußte, sie hatte das Glück, das sie besaß, nicht gestohlen und durfte es nun ihr eigen nennen.

Er küßte sie noch einmal auf Stirn und Augen — konnte sich nicht mehr von ihr trennen — dachte, es würde ohne sie nie „morgen“ werden.

Noch einmal an der Tür faßte er ihre beiden Hände — schaute an seinem Fenster ihr nach, bis er nichts mehr von ihr sehen konnte, und blieb auch dann noch lange stehen, da, wo sie neben ihm gestanden und ihm zugeflüstert hatte: „Ich liebe dich, Hans.“

Es war kein Traum.

Sie hatte die Worte gesprochen.

Sie war sein.

XII.

Es war ganz dunkel geworden in Frau Nidlings Wohnzimmer. Sie merkte es nicht. Sie preßte den Kopf zwischen die Hände und dachte: „Ich möchte sterben, dann wär's mit einmal aus!“

Sie fühlte um sich hier eine große Ode und Einsamkeit und ihr Herz schrie nach Liebe; aber es war keiner da, der darauf Antwort gab.

Sie weinte, weil sie allein war und zum Leben Sonne brauchte und jetzt alles so finster geworden war. Wie oft hatte sie sich seit jenem furchtbaren Abend in dies helle Wohnzimmer geflüchtet, weil sie sich im Arbeitszimmer ihres Mannes wie eine Fremde fühlte, die dort kein Heimatrecht besaß. Er hatte sie schon früher nie verstanden. Den Zutritt zu seiner Seele ihr verschlossen — sie mußte draußen bleiben — mit der Sehnsucht im Herzen und dem Drange nach Liebe im warmen, jungen Blut.

Es war nicht wahr, daß sie gleichgültig und gefühllos seit Jahren neben ihm hergewandelt war.

Sie hatte oft gesehen, daß er litt und wäre so gern zu ihm hingeschlichen, um die Arme um seinen Nacken zu schlingen und ihm die trüben Gedanken wegzulassen. Aber — sie hatte sich gefürchtet. Sein Schmerz war ihr zu kompliziert. Sie konnte ihm nicht folgen — konnte nicht begreifen, warum er so tief in der Erde graben mußte, um Schätze zu suchen, die sie jedem vorbeistreichenden Sonnenstrahl abfielen. Sie grübelte nie.

Sie ahnte nichts von den Fragen und Rätseln, die ihm den Weg zum Glück versperrten. Man konnte sie doch nicht lösen. Da war es besser, die Augen zu schließen und drüber hinweg zu springen. Selbst der Tod war ihm kein Feind — nur ein Ansporn zum Leben und Genießen.

Sie hatte schon finstere Stunden durchlebt — die Neue gekannt, die an der Seele nagt — die Angst, die mit Gespenstern die Tage und Nächte füllt — aber immer war nach der Erschütterung die Ruhe — nach der Verzweiflung die Hoffnung zurückgekehrt. Sie konnte nicht an das Unglück glauben — hatte sich auch diesmal immer vorgeredet, daß ihr Mann ihr verzeihen und ihr Leben in die frühere Bahn zurückkehren würde.

Aber jetzt — zum ersten Mal in ihrem Leben — mußte sie Halt machen und dem Unglück ins graue Antlitz schauen.

Eine Gewalt, der sie bisher nie begegnet war, zwang sie, stille zu stehen.

Über den Schmerz, der in ihrem Herzen zuckte, konnte man nicht wegfliegen. Er mußte durchgekämpft werden.

Sie bäumte sich auf gegen das Joch, dem sie nicht gewachsen war und mußte es doch tragen.

Ihr Mann liebte eine andere.

Wie Feuer brannten die Worte, daß sie vor seelischem und physischem Weh hätte aufschreien mögen.

Was es nichts, um den Schmerz zu stillen — keinen Ausweg, um ihm zu entinnen?

Sie sah sich um mit bangen, hilflosen Augen.

Draußen der Wind und der wirbelnde Schnee — drinnen ein ödes, trauriges Haus, in dem man frost und hungerte.

Sollte sie nicht dem Manne schreiben, der so heiß nach ihr verlangte?

Er liebte sie. Er würde sie beschützen. Das war die Flucht vor der Einsamkeit.

Sie hatte ihm auf seinen letzten Brief solche harte Worte geschrieben.

Trotzdem wartete er noch immer, weil er sie so sehr liebte. Bei ihm lächelte trotz Nebel und Kälte das Glück, weil seine Liebe das Grau in Gold verwandelte. Dort brauchte sie nicht zu fliehen — nicht als die Gekümmerte dastehen. Er traute und hoffte, weil er sie liebte, und weil er sie liebte, verstand er sie.

Wie treu war er ihr trotz ihrer Untreue geblieben.

Obwohl sie ihn nicht liebte, lag doch darin etwas, das sie rührte — und sie suchte sich in dieser Stunde, da ihre Welt um sie zusammenfiel, vorzureiben, daß sie im Grunde an ihm hing und nur die Gewissensbisse den Gedanken an ihn aus ihrem Herzen verschönt hatten.

In ihrem Schmerz, in diesem Heißhunger nach Liebe und Glück, streckte sie die Arme nach ihm aus — wie nach dem einzigen Freund, den sie besaß und auf den sie bauen konnte.

In einer solchen Stunde hatte sie sich schon in Schwebungen in seine Liebe gerettet — hatte seine Augen von

Innigkeit leucht schimmern sehen und sein junges, stürmisches Herz vor Leidenschaft pochen hören.

Und nun?

Er wartete, wie damals.

Sie brauchte nur zu ihm hinzugehen — und brauchte nicht als die Schuldige und Verlassene hier zurückbleiben.

Er war aus Liebe zu ihr zu allem bereit.

Sie schaute auf den Briefbogen vor sich, drehte das Licht an und begann langsam zu schreiben:

„Mein lieber Hans.“

Da mußte sie schon innehalten und an ihren Mann denken. Er hieß auch Hans. Welch grausame Ironie. Der hatte sie nie geliebt; sie war immer nur eine Nebenbuhlerin in seinem Leben gewesen und jetzt — jetzt liebte er eine andere —

Immer dieselben brennenden Worte.

Sie schrat zusammen, als habe sie ihr ein anderer zugerufen. Nun stand sie vor der unumstößlichen Gewissheit: Er liebte Hilde Roswald. Daran ließ sich nichts mehr rütteln.

Berührende Mase hatte sie Bemerkungen fallen hören über den wohlthuenden Einfluß, den Frau Roswald auf ihren Mann ausübte — sie wußte, daß er sie oft besuchte — aber es lag so wenig in ihrer Natur, sich zu quälen und zu grübeln, daß sie dem wenig Achtung geschenkt hatte.

Nun wußte sie, was sie vor drei Stunden nicht ahnte; und weil sie zum Kämpfen und Ertragen immer zu schwach gewesen war, hatte sie auch jetzt nur den immer wiederkehrenden Wunsch, diesem Weh und dieser Gewissheit zu entrinnen.

Was hatte sie auch dazu getrieben, in das Arbeitszimmer ihres Mannes zu gehen, als sie erfahren hatte, daß eine Dame bei ihm war?

War das nicht schon oft vorgekommen? Und sie hatte sich nie darum gekümmert.

Namen nicht Verehrerinnen und angehende Schriftstellerinnen zu ihm? Und nie hatte sich in ihr das leiseste Gefühl von Eifersucht geregt.

Was war es, das sie heute gezwungen hatte, früher von ihren Besuchen zurückzukommen und am Spätnachmittag zu ihrem Mann zu gehen? War es Fügung? War es Instinkt?

Nun verstand sie seine scharf abweisende Art und die Andeutung, die er an jenem Abend über eine Scheidung ihrer Ehe gemacht hatte.

Er begehrte, seine Freiheit wiederzugewinnen und mit der Vergangenheit zu brechen, weil er die andere liebte — leidenschaftlich liebte — das hatte sie gefühlt in dem kurzen Augenblick, in dem sie sie zusammen gesehen hatte.

Sie schloß die Augen und preßte die Hand aufs Herz, als wollte sie es vor dem großen Weh schützen. Jeden Moment ihres Zusammenseins malte ihr ihre erregte Phantasie vor — er legte seinen Arm um ihren Nacken — er küßte sie — und sie sprachen von der Zukunft — von ihrer Liebe und ihrem Glück — und — ja — das war das Unerträglichste — sie freute sich, daß sie ihrem Mann untreu geworden war und er auf diese Weise einen vor den Gesetzen der Moral geltenden Grund zur Ehescheidung hatte.

Die Eifersucht krampfte ihr das Herz zusammen. All die großen dunklen Gewalten, die in der Menschheit gären, begannen sich in ihr zu regen.

Ihr hingte vor der Zukunft.

Die Welt würde mit Fingern auf sie weisen. Vor dem Gesetz traf sie die größte Schuld.

Sie rüttelte an ihrer Kette. — Lehnte sich auf gegen das ungerechte Urteil der Welt.

„Die größte Schuld?“

Leidenschaftlich richtete sie sich auf. Als ob ihr nicht die gleiche Schuld trübe? Als ob er nicht auch Untreue an ihr verübt hätte — eine noch weit größere — tiefer greifende Untreue, über die die Welt aber hinwegsieht, weil sie hart und heuchlerisch ist.

Hätte der große Kenner des Menschenherzens die Menschheit nicht eines bessern belehrt?

Hätte er, der nach dem Geist und nicht nach dem Gesetz urteilte, nicht einst zu den unerbittlichen Pharisäern gesagt: „Wer ein Weib anfießt, ihrer zu begehren, hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen!“

Da gab es keinen Unterschied.

Der erste Schritt war gleich dem letzten. Wer vor seinem Innern selbst diesen ersten Schritt verantworten konnte, durfte auch den letzten gehen. Es lag darin kein größeres Unrecht.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lese Frucht. = 22

Ein Kranz ist gar viel leichter finden,
Als ihm ein würd'g Haupt zu finden.

Goethe.

Das „Große englische Hauptquartier“ in Compiègne.

Mit einiger Verwunderung liest man im „Temps“ die Erinnerungen, die der Konservator des Schlosses von Compiègne nach seinen Tagebuchaufzeichnungen aus der ersten Zeit des Krieges, den letzten Augusttagen von 1914, veröffentlicht. Denn er schildert hier den glanzvollen Einzug des „Großen englischen Hauptquartiers“ in das Schloß und das sehr viel weniger glanzvolle Abziehen schon nach drei oder vier Tagen auf der Flucht vor den anrückenden Deutschen, und die Beleuchtung, in die die englischen „Retter“ hier gerückt werden, wirkt anders als die Gloriole, die ihnen sonst in französischen Schilderungen um das Haupt gelegt wird. Wenn Mourey den Engländern auch pflichtschuldigst seinen Dank tribut für ihre Hilfe zollt, die Tatsachen, die er von ihnen erzählt, verraten doch recht erhebliche Zweifel und Ironie. Als das „Große englische Hauptquartier“ am Abend des 28. Aug. in Compiègne eintraf, da wurde bei Laternenschein das dunkle Schloß von den obersten Beamten der verschiedenen und zahllosen Dienstabteilungen des Hauptquartiers einer gründlichen Besichtigung unterzogen. Mit Staunen sah der französische Schloßbeamte, wie ein riesiger Gebäudekomplex nach dem andern mit all den verschwenderisch ausgestatteten großen Sälen mit Beschlag belegt wurde, es war, „als sollte ein ganzes Regiment untergebracht werden“. Die kostbaren alten Möbel sollten aus den Sälen entfernt und durch praktische Tische und solidere Stühle ersetzt werden, die Telegraphen- und Telefonbeamten wurden angewiesen, 20 bis 30 der notwendigsten Linien anzulegen, und die Elektrotechniker wurden mit der Aufgabe betraut, elektrische Drähte in all die großen Räume zu ziehen, die sich der Stab vorhalten hatte. „Als unser Rundgang durch das Schloß beendet ist, steigen wir wieder hinab. Die Mänteluniformen erfüllen schon in großer Zahl die Vorräume und Gänge und harten des Augenblicks, in dem ihnen ihr Schlafgemach zugewiesen wird. Viele schlafen auf den Fliesen des Säulenganges, andere haben es sich auf den Steinbänken bequem gemacht. Aus einem riesigen Kraftwagen, der aus seinen geschlossenen Glassenfern wahre Lichtströme uns entgegenendet, steigen gerade noch etwa 50 Engländer aus. Sie verteilen sich gleich im „Ehrenhof“. Sie fühlen sich sofort zu Hause, und ich bemerke einen, der, ich weiß nicht wie, seinen Rasierspiegel an einer Säule angebracht hat und anfängt, sich bei dem etwas zweifelhaften Lichte der nähen Straßenlaterne zu rasieren.“

Während das besondere Aroma des englischen Tabaks die alten Schloßräume zu erfüllen beginnt, steigen in Mourey andere Erinnerungsbilder auf, aus einer Zeit, in der die jetzt verbündeten Nationen einander sehr fremd und gespannt gegenüberstanden, und voll Erstaunen ruft er aus: „Welche Veränderungen sind seit 18 Jahren vor sich gegangen! Wer hätte damals zu sagen gewagt, daß die Armeen Frankreichs und Englands vereint zum Schwerte greifen werden, um die gleichen Interessen und das gleiche Ideal zu verteidigen, daß auf den Schlachtfeldern Frankreichs das Blut der englischen Soldaten gemeinsam mit dem der französischen den Boden tränken würde, und daß in Compiègne sogar die Nachkommen jenes Volkes, das einst Jeanne d'Arc zur Gefangenen machte, als Bundesgenossen vor der Statue der lothringischen Jung-

frau sich wiederfinden würden, um denselben Boden zu verteidigen, den sie damals von ihrer Herrschaft befreite; wer das damals gesagt hätte, der wäre für verrückt gehalten worden. Hier also, in dem Lieblingsaufenthalt Napoleons I. geniest nun ein Jahrhundert nach Waterloo das Große Hauptquartier der englischen Armee Frankreichs Gastfreundschaft! Am folgenden Tage bereits treten warnende Vorboten auf, die den Schloßaufenthalt des „Großen Englischen Hauptquartiers“ als gefährdet erscheinen lassen. Große Konferenzen finden statt, der Kriegsminister kommt aus Paris, und auch Joffre weit vorübergehend im Schloß von Compiègne. Am 30. August klingt der Tagebuchbericht des französischen Konserbators schon recht elegisch: „So lange wir hier bleiben“, hat mir ein Leutnant gesagt, „steht die Sache nicht schlecht für uns.“ Aber sie bleiben nicht, und das bedeutet sicher, daß die feindlichen Kräfte nicht mehr aufgehalten werden können. . . . Die Situation ist sehr ernst.“ Der 31. August bereitet der Herrlichkeit ein endgültiges jähes Ende. Die stillen Schloßräume werden zum Schauplatz eines hastigen Getriebes und eines wirren Durcheinanders. Vor der Einfahrt drängen sich die Automobile, die den Befehl zur Abfahrt erwarten, Offiziere kommen und gehen, Motorräder sausen mit einem Getöse vorüber, das an Kanonendonner erinnert. „In dem historischen Hof, den während drei Tagen vom Morgen bis Abend das Gewühl von Kaskadentänzern und der Uniformen der schottischen Garde des englischen Marschalls erfüllte, in dem in malerischer Unordnung gleichzeitig gekocht und Toilette gemacht wurde, in diesem Hof, in dem so unaussprechlich von Luxusautos, Motorgefahren und den riesigen Transportwagen der Intendanz wimmelte, da herrschte jetzt Totenstille. Zwei Soldaten beenden mit Hilfe eines Spiegelständchens ihre Morgentoilette, andere rösten ihren Schinken ganz behaglich, als gute Engländer, für die das Frühstück eine ebenso geheiligte Angelegenheit ist wie das Mastieren, und bereiten sich seelenruhig den Tee. Ich glaube, auch wenn es Granaten hageln würde, so würde sie das kaum zu größerer Eile antreiben. Wie dem auch sei, zehn Minuten später ist der Hof leer von menschlichen Wesen, was nicht etwa heißen soll, daß es leicht ist, dort umherzugehen. Der Boden ist mit Überresten aller Art gepflastert: leeren Kisten, Feldflaschen, Strohbindeln, Konservenbüchsen, mitten unter dem Kehrichthaufen, und in einer Ecke liegen riesengroße Stücke Rindfleisch, Schinken, Käse, kaum angeschnittene Brote, auf denen Myriaden blauer Fliegen es sich wohl sein lassen. Selbst ein Herkules könnte die Wesen mühsam sinken lassen, sollte er hier Ordnung schaffen. . . . Man geht erst summarisch vor, dann gründlicher. Darauf entferne ich die Telefonapparate, die in mehreren Zimmern vergessen sind, durchschneide die Drähte und sammle auch hier die zahllosen Brotkrusten, Gänseleberpasteten, Biskuits, Zigaretten, Teekästen, Gläser mit Orangen-Marmelade und die überall verstreuten englischen und französischen Zeitungsheften. Nun ist es für heute genug. Wenn erst die Waffen begraben sind, die die Schloßwächter besitzen, dann hat man nichts mehr zu tun, als die Ankunft der Soldaten des „Kaisers“ zu erwarten. . . . Kein englischer oder französischer Soldat ist mehr in der Stadt. . . . Wir sind uns selbst überlassen. . . .“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Eine Fahrt nach dem zerstörten Opern. Ein englischer Offizier gibt in der „Times“ eine eindrucksvolle Schilderung einer gefährlichen Fahrt im Kraftwagen nach Opern, die er mit drei Kameraden unternahm. Von der Stadt aus, in der sie lagen, fuhrten sie erst die Hauptverkehrsstraße entlang, auf der sie Versorgungs- und Munitionskolonnen, roten Kreuz-Automobile und allen Arten von Transporten begegneten, die sie zu einem kriechenden Tempo zwangen. Sie kamen durch mehrere kleine Dörfer, die mit Soldaten angefüllt waren. In der Ferne hörten sie den Donner der schweren Geschütze. Als sie noch eine Strecke weiter gefahren waren, sahen sie die einzigen Lebewesen auf der verwüsteten Straße. Sie wunderten sich wohl über diese völlige Ruhe, waren aber nicht vor dem Wege gewarnt worden. „Weiter vorn“, erzählt der Offizier weiter, „konnten wir wenigstens sechs Flieger sehen, die sich wundervoll klar vom Himmel abhoben. Von überall war das „Bum“ der Abwehrkanonen zu hören, und hoch oben

eine weiße Rauchwolke und dann das eigentümliche Ragen der plahenden Schrapnells. Wenigstens 50 Granaten wurden auf das eine Flugzeug abgefeuert, das sich in rasender Geschwindigkeit fortbewegte. Die ganze Luft zuckte von Bersten der Schrapnells, und es schien, als ob niemand da oben am Leben bleiben könnte. Wir hörten die Granaten, die über dem verwüsteten Opern plachten, und sahen bisweilen den Blitz, wenn sie zersprangen. Auf einer Eisenbahnlinie war eine deutsche Granate gefallen, eine der Schienen hatte sich geworfen und hoch in die Luft aufgerichtet. Überall trugen die Felder Zeichen des Krieges, sie waren von ungeheuren Löchern zerrissen. Wir mußten sehr vorsichtig fahren, da die Straße stellenweise in Stücke gesprengt war. An einem Fleck kamen wir vorbei, auf dem kaum ein Quadratfuß Gras stehen geblieben ist. Die Löcher sind ungeheuer und zum Teil mit Wasser gefüllt. Plötzlich zuckte eine blendende Flamme auf, ein betäubender Knall, und unser Wagen schwankte. Jeder hatte einen Stoß in den Rücken erhalten und kauerte nieder, als eine furchtbare Ladung Erde, Holz und Steine über uns und um uns her flog. Wir waren in großer Bestürzung. Die Granate war nur etwa 20 Meter von uns entfernt herunter gekommen und explodiert. Ich war halb taub. Wir fuhrten weiter, jede Minute eine zweite Granate erwartend, da wir wußten, daß wir von den deutschen Beobachtungsposten bemerkt worden waren und daß sie auf uns zielten, während wir die zerstörte Eisenbahnbrücke fotografierten. Wir rasten weiter, ohne zu wissen, wo und wann eine andere zu erwarten war. Die Richtung der nächsten Granate war vorzüglich, und nur ein Zwischenraum von kaum 20 Meter rettete uns. Wir fuhrten durch ein zerstörtes Dorf, die Häuser waren alle Ruinen. Vor uns konnten wir die Trümmer der Kathedrale und einen kleinen Turm der wundervollen Tuschhalle von Opern sehen. Der große Platz, die Eisenbahnstation, die Kathedrale, die Tuschhalle, alles ist nur noch ein Trümmerhaufen. Steine von ungeheurer Größe liegen durcheinander, schöne Säulen, die zu jeher zerfettet sind, um wiederhergestellt zu werden. Nur die Mauern blieben stehen, die Dächer sind weggerissen. Im Innern ist alles zerstört. Die Kathedrale links von der Tuschhalle ist vernichtet. Gähnende Löcher sind hier und da zu sehen. An anderen Stellen sind die zarten Merkmale von Granaten zu sehen, die getroffen hatten, aber nicht durchschlugen. Alle Türen und Öffnungen sind vermauert. Die wunderbaren Glasfenster sind in Atome gesprengt. Außerhalb der Ruinen ist eine Statue, die erhaben über der Verwüstung stand, obgleich sich Steine zu allen Seiten häufen. Tausende von Granaten sind dort gefallen. Die Häuser auf beiden Seiten sind Haufen von Trümmern und verbogenen Eisen. Erst als wir zurückkamen, hörten wir, wie lebensgefährlich der Weg war, den wir gemacht hatten, daß ihn sonst niemand betrat, und daß es Wahnsinn war, in einem Wagen dort zu fahren. Trotzdem waren wir heil entkommen und einen andern Weg wählend, kehrten wir nach Hause zurück, wo wir am Abend wieder sein sollten. Wir kamen an einer Frau vorbei, die ihre Habseligkeiten herauszog und sie auf einen Wagen lud. Eine Granate war in das erste Stockwerk eingeschlagen und hatte es in Stücke gerissen. Betten hingen an den Ranten, das Dach war zur Hälfte herabgeglitten, und die Vorderseite war gesprengt, und Ziegel und Holz bedeckten den Platz. Plötzlich sahen wir alle Menschen in einen Schuppen stürzen, und in einer Entfernung von etwa 100 Meter explodierte eine Granate mit heulendem Geräusch, und Kugeln schlugen in die Dächer und sausten über die Straßen. Als wir weiterfuhrten, konnten wir um die Straße herum die Fesselballons in großer Höhe sehen, die die Schützengraben feststellten. Wir machten einen großen Umweg und kamen heil zurück.“

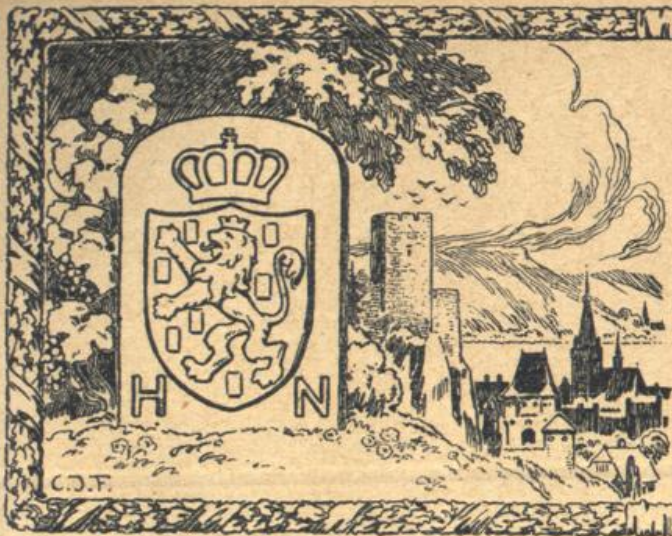
Es gibt keine Krüppel mehr! Unter diesem Titel veröffentlicht Generaloberarzt Dr. Brettnier im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ einen inhaltreichen Aufsatz, in dem er die Erfolge der Bestrebungen, verlorene Glieder durch künstliche Vorrichtungen von großer Leistungsfähigkeit zu ersetzen, zusammenfaßt. Der Krieg hat die Aufgabe geschaffen, Fürsorge dafür zu treffen, daß der verstümmelte Vaterlandsverteidiger wieder seinen Platz an der alten Arbeitsstelle einnehmen kann, und in erster Linie wird der größte Arbeitgeber, der Staat, in den großen Verwaltungen der Post, der Bahn, der Justiz und der Fabriken für jeden arbeitsfähigen Invaliden einen passenden Platz finden. Was ein Mann mit

einem Amputierten selbst ohne jedes Ersatzstück leisten kann, zeigt ein Schlosser, der mit dem Stumpf die große Peile faßt und alle anderen Geräte zu führen vermag, die durch Gegenbruch zu handhaben sind. Mit Zuhilfenahme des Oberarmes kann auch der Hammer geschwungen werden, indem der Stiel in der Achselhöhle festgedrückt und mit dem Unterarmstumpf regiert wird. Und nun schnallt der „arme Krüppel“ mit vergnügtem Gesicht einen 7 Kilogramm schweren Hammer an und schmiedet das Eisen auf dem Amboss allein oder im gleichem Akt mit dem Meister. Die Zählung einhändiger Arbeiter und Handwerker in Deutschland würde eine stattliche Summe ergeben. Daß die Arbeit der fehlenden Hände in weitem Maße durch die Füße geleistet werden kann, hat besonders der Prager Fußkünstler Unthan gezeigt, der zur Aufmunterung seiner Leidensgefährten in den Berliner Lazaretten seine Kunst mit humorvoller Geisterkraft vorgeführt hat. In den meisten Fällen werden jedoch die Stümpfe wohl durch künstliche Ersatzstücke gebrauchsfähig gemacht werden. Die Hand mit hölzernen Fingern, die in der Auslage jedes Bandagisten zu sehen ist, eignet sich nur für einfache Gantierungen wie das Einklemmen der Zeitung beim Lesen, der Gabel und des Löffels beim Essen und zum Überziehen der Handschuhe, um den Verlust zu verdecken. Zur wirklichen Arbeit ist nur eine andere, bedeutend einfachere Vorrichtung zu brauchen: eine Lederhülle für den Stumpf, die das Werkzeug trägt. An den einfachen Arbeitsheften, der auch beim An- und Auskleiden dient, und den Stielhalter reiht sich der Papierhalter, die dreigangige Arbeitsklaue und der Feilkloben, vor allem aber der Griffhalter, in dem die verschiedenartigsten Werkzeuge eingeklebt werden. Ein Tischler faßt den Quergriß des Bohrers mit dem Haltring und dem Hobel, indem er einen Haken in ein Loch am Hinterende des Hobels einsetzt und umdreht. Der Korbflechter kann mit dem Ersatzstück, das an der Stelle des Ellenbogens gebeugt und festgestellt werden kann, und mit den drei vorhandenen Fingern der rechten Hand Stuhlböden herstellen. Beim Maschinennähen wird der Stoff mit dem Stumpf glatt gehalten, und beim Stricken die Nadel im Gelenk des Ansatzstückes bewegt. Beim Essen wird die Gabel mit natürlicher Geschicklichkeit gebraucht. Daß selbst das Diebeshandwerk mit Ersatzstücken ausgeübt werden kann, hat schon zu Ludwigs XIV. Zeiten ein händeloser Invalide bewiesen. Er steckte bei den nächtlichen Ausflügen den rechten Stumpf in eine hölzerne Hülse, in die er Haken, Stemmisen und Nachschlüssel einsetzte. Zum Tode verurteilt, wurde er begnadigt und als Hauschlosser am Vizekönig angestellt. Weniger Schwierigkeiten als der Ersatz der Arme bietet der der unteren Gliedmaßen, für die eine größere Arbeitsleistung erst beim Steigen von Treppen und Leitern und beim Reiten in Betracht kommt. Ein Wein genügt als Standbein, wie ein Schlosser zeigt, der sicher, wie ein Storch auf dem Dache, steht und der sich des künstlichen Weines nur außerhalb der Werkstatt bedient. Jedem Militärinvaliden wird ein Stelzfuß und ein künstliches Bein geliefert, ausgeteilt und nach Bedarf ersetzt. Als Beispiel für die große Geshicklichkeit, die mit einem Ersatzbein erlangt werden kann, wird Hauptmann Schlichter angeführt, der bei Würth ein Bein verloren hatte und der täglich von der Scharnhorststraße bis zu dem Gebäude des Generalstabes ohne Stock ging. Aber auch für den Truppendienst befähigt ein besonders leichtgebautes künstliches Bein; so konnte ein Hauptmann neun Wochen nach der Abnahme des Beines zu Pferde steigen und jetzt im Westen wieder in der Front Dienst tun. Selbst durch den Verlust beider Beine wird der Mensch nicht zum unbeweglichen Torso. Die Ersatzstücke dienen nicht nur als Standbeine, sondern gestatten Beugung und Streckung im Knie- und Fußgelenk durch seitliche Verschiebung des Körpergewichtes. Das Gehen wird mit niedrigen Hilfsstützen erlernt, die allmählich höher werden, bis sie durch künstliche Beine von ebennmäßiger Länge ersetzt werden. Welche Leistungen mit Stümpfen vollbracht werden können, hat ein Drechsler ohne Arme und ohne Beine gezeigt, der völlig unabhängig von der Wartung und Pflege anderer und voll arbeitsfähig, kein hilfloser Krüppel, sondern ein aufrechter Mann ist. Zur Erreichung eines solchen Erfolges ist allerdings ein fester Wille erforderlich. Zur Unterweisung der Krüppel sind jetzt in einer Reihe von Orten Invalidenschulen eröffnet; in 54 deutschen Krüppelheimen werden gegenwärtig nicht weniger als 51 Erwerbsfächer in 221 Werkstätten gelehrt.

Taufe in Feindesland. (Originalbrief.) D., 27. 4. 1915.
 — — — Wir sind vor 10 Tagen von O . . . ausgerückt und liegen nun in einem kleinen Dorf auf einem anderen Teil der großen Front. In O . . . hatten wir viel Laubwald, viel Wasser und schlechtes Feld, hier haben wir große schöne Felder, Kiefernwald und wenig Wasser, man meint, man wäre in der Mark, in der Umgebung von Berlin. Es gibt hier Hunderte von Häfen, Karnikeln und Feldhühnern. Die Gegend ist ganz flach, ein sehr wohlhabendes Stück Land. Ich bin von morgens früh bis abends auf den Weiden, das ganze Feld ist gezadert, wir haben Hafer und Gerste gesät und kommen jetzt an die Kartoffeln. Fast alles ist grün, in 14 Tagen können wir für die Pferde Alee mähen. Außerdem schlagen wir täglich 150 Kiefernbaume, welche zu Feldbefestigungen von den Pionieren gebraucht werden, dazwischen wird telephonisch Munition verlangt. Dann wird die Sturmglode geläutet, so doch alles, was in Feld und Wald beschäftigt ist, schnell ins Dorf kommt. Dann werden die Munitionswagen angespannt, und fort geht es an die Front. Am Sonntag hatten wir Kindtaufe. Eine Französin, deren Mann im Kriege ist, hatte ein Kindchen bekommen. Morgens um 8 Uhr holte ich in einer Chaise den französischen Pfarrer im Nachbardorf, dann holte ich die Frau mit dem Kind im Wagen ab und fuhr alles in die Kirche. Mein Chef-Mittmeister, Rittmeister v. R. waren Taufpaten. In der Sakristei hatte ich einen Grammophon aufgestellt und ließ „Ave Maria“ von Gounod und ein „Andante religioso“ von Schubert spielen, zwei herrliche Stücke, die wie ferne Engelstimmen aus der Sakristei durch die Kirche klangen. Am Portal wurde dann alles photographiert. Wenn die Aufnahme geklärt ist, schicke ich ein Bild. Nachher luden wir den Pfarrer zum Frühstück ein, es gab frische Hausmacher Wurst, wir hatten am Tage vorher frisch geschlachtet. Jetzt mache ich einen großen Hühnerhof, wohn die Hühner aus dem ganzen Dorf kommen, etwa 400 Stück. Außerdem haben wir hier 350 Schafe. Alles ist für die Truppen beschlagnahmt. Wir richten uns ein, als ob wir für immer hier blieben. Ich habe ein schönes Zimmer mit gutem Bett, Smyrna-Teppich davor, Waschtisch, Spiegel, Wanduhr, habe meinen Vurschen, schöner werde ich es nie haben. Ich wohne in der Schule. — — —

„Kriegstheater“. Die „New Yorker Staatszeitung“ vom 17. April bringt eine lustige Reihe von „amerikanischen Theateranzeigen in zeitgenössischer Auslegung“, der folgende Beispiele entnommen seien:

- „Immer feste druff“:
Barole in Wall Street.
- „Klacksmann als Erzieher“:
Die Textilindustrie Amerikas, die Washington über die zweifelhafte Neutralität aufklärt.
- „Die Fledermaus“:
England, das sich nur im Dunkeln wohlfühlt und das Licht scheut.
- „Der Weichenreißer“:
Die deutschen Barbaren.
- „Annoncieren verlobt sich“:
„Aber mi!“ — Lord Kitchener.
- „Die Rüge“:
Die amtlichen Meldungen von Petersburg, London, Paris.
- „Alte im Wunderland“:
Die Alliierten an den Dardanellen.
- „Des Doktors Dilemma“:
„Ich werde die beste Gepflogenheit von Nationen in der Neutralitätsfrage befolgen, indem ich die Ausfuhr von Waffen oder Munition irgend welcher Art aus den Vereinigten Staaten verbiete.“ (Wilson, Februar 1914.)
- „Innerhalb der Linien“:
Achttausendhunderttausend Kriegsgefangene in Deutschland.
- „Die ewige Stadt“:
Konstantinopel.
- „Die Seifenblase“:
Zoffres Offensive.
- „Erfahrung“:
Was die alliierte Flotte bei den Dardanellen gewonnen hat.
- „Das einzige Mädel“:
Die Tochter des Kronprinzenpaares.
- „Das Gesetz des Landes“:
Der allmächtige Dollar.



Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

19. Jahrgang.

1915.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Die Nassauer bei den oberrheinischen Kreistruppen im siebenjährigen Kriege.

Von Th. Schüler.

(Schluß.)

Zwei Monate hatte man sich hier bereits auf seinen Vorbeeren ausgeruht, als am letzten Februartage 1759 die Preußen unter dem Generalleutnant v. Knoblauch unvermutet vor den Toren erschienen und die Garnison zur Übergabe aufforderten. Mit dem Kommandanten General Grafen v. Quascho kam eine Konvention zum Abschluß, in der Knoblauch freien Abzug für die die Garnison der Stadt bildenden Nassauer und Darmstädter mit Waffen und Bagage und das Befestigen der beiden Zitadellen Petersberg und Ciriadtsburg mit den Zweibrückern, Ziegenrückern und Kurmainzern, auch deren Verproviantierung aus der Stadt zugestand, so lange sie sich der Feindseligkeiten enthielten. Knoblauch befehlt sich vor, mit den Zivilbehörden weiter zu unterhandeln und legte ihnen für die Schonung der Stadt und der zugehörigen 72 Ortschaften 150 000 Thaler Kontribution und 9000 Thaler Präsentgeld auf. Am 1. März früh 9 Uhr marschierte Quascho aus Erfurt. In Arnstadt vereinigte er sich mit den Türheimischen und Pfälzischen Dragonern und Husaren. In Ilmenau gedachte er seinen Leuten eine kurze Rast und Stärkung zu gönnen, mußte aber wieder aufbrechen, da er sich von den Preußen verfolgt sah. Bei Frauenwald kam es am 5. März an der Rasthütte zu einem scharfen Gefecht mit dem preußischen Freibataillon v. Bunsch und einem Jägerkorps, nach welchem der Marsch über Schleusingen und Eisfeld nach Koburg, wo man am 7. März eintraf, fortgesetzt wurde. Eine weitere Verfolgung hatte das bei Ilmenau zusammengezogene preußische Korps v. Mäkersleben aufgegeben, um sich nach Hessen zu wenden, wo bei Friedewald ein Posten des Sehenischen Regiments gefährdet war.

Die bei Eintritt der wärmeren Jahreszeit erneut aufgenommenen Feindseligkeiten ließen es einer größeren Anzahl des Regiments Nassau-Weilburg geraten erscheinen, allen ferneren Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen. Am 24. April verließen 29 Mann, vorzugsweise der Weilburger Leibgrenadierkompanie, und am 25. April 56 Mann, vorzugsweise Solms-Braunfelfer, heimlich ihr Standquartier Seiditz. Die letzteren wurden von nachgeschickten Kommandos größtenteils wieder eingebracht, die ersteren fielen bei Plauen den Preußen in die Hände und verstanden sich teilweise dazu, bei ihnen Kriegsdienste zu nehmen. Als solche werden namentlich genannt: Georg Preußner aus Hülbingen, Johannes Heumann aus Neunkirchen, Ludwig Schäfer aus Dudenhofen, Jakob Schmidt aus Laimbach, Wilhelm Diel aus Edelsberg, Friedrich Koch aus Garbenheim, Moritz Will aus Hörnsheim, Konrad Bigal aus Niederflecken und Konrad Mid von Langenbach. Vier andere der Leibgrenadierkompanie und elf Mann der Solms-Braunfelfer Kompanie, die das nicht tun wollten, brachten man nach Chemnitz in das Hauptquartier des Prinzen Heinrich von Preußen und von da nach Leipzig, wo ihnen Pässe nach der Heimat eingehändigt wurden. Fünf vier Leibgrenadiere: Christian Heumann aus Neunkirchen, Georg Schmidt aus Merenberg, Joh. Heinrich Ludwig und Kasimir Ruppert aus Alzbach kamen bettelnd am 23. Mai nach dem Haag, um ihren wegen seiner bevorstehenden Vermählung mit der Prinzessin Karoline von Oranien sich dort aufhaltenden Landesfürsten um Pardon anzusuchen. Als Grund ihrer Entweichung

gaben sie an, trotz großer Strapazen im Hin- und Herziehen während der beiden letzten Winter hätte es ihnen oft an Brot und an Geld gefehlt, ja sie hätten wiederholt ohne Zelte unter freiem Himmel kampieren müssen, weil die Zelte zur Reparatur nach Weilburg geschickt gewesen seien. Auch die Unteroffiziere hätten sie oft übel traktiert, und auf ihre Beschwerden seien sie von dem Oberleutnant mit Krummschließen bedroht worden.

Die Oberleutnant v. Harling als stellvertretender Regimentskommandeur am 27. Mai 1759 aus seinem Kantonnement Kleinreith an das Generalsstabsquartier der oberrheinischen Kreistruppen zu Jorchheim rapportierte, standen ihm nur noch 581 Köpfe einschließlich der Offiziere und Unteroffiziere zur Verfügung. Von der Frankfurter Grenadierkompanie war niemand mehr übrig, von den Weilburger Leibgrenadiern nur 2 Mann. Die beiden Solms-Braunfelfischen Kompanien waren auf 15 bzw. 11 Mann zusammengeschmolzen. Am zahlreichsten vertreten waren noch einige Frankfurter Kompanien und von den Nassauischen Kontingenten die Kompanien Idstein mit 50, Mingen mit 33 und Saarbrücken mit 54 Köpfen. — Als Ursachen des Verfalls des Regiments gibt er an: Bei seinem Marsch aus dem Bambergschen nach Erfurt und von dort zurück im verfloßenen Winter habe es oft am Nötigsten, sogar an Brot, gefehlt. Dem Frankfurter Kontingent hätten auf der Retirade von Hof nach Nürnberg die Preußen bei Kulmbach die Zelte abgenommen. Bei einzelnen Kontingenten habe es an den Feldrequisiten überhaupt gemangelt, bei denen von Hohenfolms, Solms-Adelshelm und Solms-Laubach auch an Geld. Das für ein Bataillon noch zu schwache Regiment habe wiederholt im Freien kampiert und sei zu den mannigfachen Kommandos benutzt worden. Die beiden Grenadierkompanien seien mit den Grenadiern anderer Regimenter mehrfach zu besonderen Verbänden formiert gewesen, wodurch die Leibkompanie — „sonst eine der gezogensten des ganzen Regiments“ — schlechte Gesellschaft gefunden habe.

Daß von den eingefangenen Deserturen einige abermals davonliefen und sich lange Zeit in der Fremde herumtrieben, hören wir von Jakob Zimmermann, eines Mauters Sohn aus Langenbach in Nassau-Weilburg. Er schrieb im September 1761 aus S o n d e r b u r g, er habe acht Jahre bei der Leibgrenadierkompanie, davon drei Jahre im Feld gedient, und da er gesehen, daß viele seiner Kameraden wegen Brotmangels vom Truppen teil in die Heimat entwichen, dann im Frühling ohne Strafe wieder zum Regiment geschickt worden seien, habe auch er, durch Hunger und Blöße hart bedrückt, sich mit über 40 anderen auf den Weg ins Vaterland gemacht. Unterwegs von Österreichern wieder aufgebracht, habe er 14 Wochen geschlossen im Arrest gelegen. In Franken sei er mit einem an ihn geschlossenen Kameraden Friedrich Kurz dem Wachtkommando entwichen und schließlich auf der Flucht vor den Österreichern gezwungen gewesen, in königlich dänische Dienste zu treten.

Daß bei diesen Mannschaften nur wenig ausgeprägte Zusammengehörigkeitsgefühl wurde noch stärker erschüttert, als am 7. Juli der Oberleutnant v. Harling mit 240 Mann des Regiments von Erdborf aus zur Bedeckung des Hauptquartiers ausersehen

wurde, während Major v. Dheim mit dem Rest dem auf Koburg und Gera vorrückenden Korps des Generals St. André zu folgen hatte. Der erstere lag im Juli im Feldlager bei Arnstadt, später vor Leipzig, bis am 24. August der Herzog von Zweibrücken mit der Reichsarmee nach Dresden aufbrach und ihn zur Verstärkung der Garnison Leipzig zurückließ. Der unter Kommando des Majors v. Dheim stehende Regimentsteil erhielt anfangs August die Weisung, von Kronach auf Saalfeld vorzugehen. Dort angelangt, erhielt er den Gegenbefehl, mit 200 Mann das auf der Feste Kronach liegende sächsische Kontingent ablösen zu lassen. Da ihm außer den als Arrestanten mitgeführten 48 Deserturen nunmehr nur 4 Kapitäne, 2 Leutnants, 5 Fähnriche und 14 Gemeine übrig blieben, sah er sich genötigt, die Arrestanten wieder nach Kronach zurückzuschicken und Kanonen und Fahnen dem Regiment Hessen-Darmstadt zur Bewachung anzuvertrauen. So rückte er „mit 14 Flinten“ als dem Rest des Regiments im Feldlager bei Gera und später in Leipzig ein, wohin ein Teil des Kronacher Kommandos mit den 48 Deserturen nachfolgte. Sie wurden hier vor ein Kriegsgericht gestellt und vier derselben, der Leibgrenadierkompanie angehörig, als Verfäher der anderen zum viermaligen Spießruthenlaufen verurteilt.

Mit dem Regiment Hohenlohe des Fränkischen Kreises bildete das Bataillon Nassau die 600 Flinten und 5 Regimentsstücke starke Besatzung von Leipzig unter dem Kommandanten General Grafen von Hohenlohe-Ingelfingen, dem auch ein kleines kaiserliches Husarenkommando beigegeben war.

Am Nachmittag des 12. September 1759 hinterbrachte ihm ein Musketier des Regiments Kurtrier, der den Preußen als Gefangener aus Torgau entkommen war, daß die Preußen unter General Wunsch auf Leipzig vorgingen. Eine ausgesandte Husarenpatrouille kehrte gegen Mitternacht zurück und bestätigte dieses. Der Kommandant ließ sofort die Garnison alarmieren, vom Marktplatz aus die Torwache verstärken und zwischen dem Grimmaischen und Halleischen Tor drei Regimentsstücke aufpflanzen, denen er 30 Mann unter dem Hauptmann v. Lasberg als Bedeckung beigab. Letzterem schloß sich der Regimentsquartiermeister Leutnant v. Wunderer freiwillig an. An eine ernstliche Verteidigung dachte niemand, da der Stadtwall hier, wie anderwärts, so verfallen war, daß Kavallerie ohne Hindernis hinaufreiten konnte. Als der Tag graute, näherte sich der Feind in Stärke von 4—5000 Mann und fuhr etwa 20 schwere Geschütze gegen die Tore auf. Wohl waren hier „die Häuser bis an die Dächer mit Soldaten angefüllt“, doch die feindlichen Geschütze so plaziert, „daß sie höher stunden als die Wälle.“ Der Kommandant trat in Kapitulationsverhandlungen ein und erreichte, daß seinen Leuten ein ehrenvoller Ausmarsch mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel vor der Waffenergebung zugestanden wurde. Da aber, bis alle Posten eingezogen waren, die Nacht hereinbrach, marschierte die Garnison nur bis auf den Marktplatz (anstatt bis in die Gerbergasse) und streckte hier das Gewehr. Die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen und erhielten später Pässe in ihre Heimat. Die Unteroffiziere und Gemeinen durften für die Nacht ihre Quartiere wieder aufsuchen, hatten aber am nächsten Morgen auf dem Marktplatz anzutreten, um in die Gefangenschaft geführt zu werden. Nach einem von Oberstleutnant v. Harling für den Fürsten von Nassau-Weilburg am 20. September 1759 aufgestellten Rapport wurden am 13. September vom Regiment Kriegsgefangene: 1 Oberstleutnant (v. Harling), 1 Major (v. Dheim), 9 Kapitäne, 9 Oberleutnants, 2 Unterleutnants, 7 Fähnriche, 24 Feldwebel, 14 Fouriere, 9 Feldscherer, 12 Führer, 34 Korporale, 28 Spielleute, 54 Gefreite, 8 Zimmerleute, 74 Fourierschützen und Offiziersknechte, 365 Gemeine, 14 Handlanger der Artillerie, 9 Kranke, 2 Regimentsgeistliche, 1 Auditeur, 1 Regimentsfeldscherer, 1 Wagenmeister, 1 Feuerwerker, 2 Profosse, 14 Büchsenmeister und 10 Knechte. Der Gefangenschaft entgingen die außerhalb Leipzig zu verschiedenen Dienstzweigen kommandierten, die Kranken, Beurlaubten usw., nämlich: Oberst v. Pappenheim mit 3 Gemeinen und 2 Knechten auf der Festung Plassenburg; Kapitän Schäfer und 1 Leutnant mit 2 Sergeanten, 1 Führer, 1 Fourier, 1 Feldscherer, 5 Korporale, 4 Spielleuten, 13 Gefreiten, 67 Gemeinen und 5 Fourierschützen und Offiziersknechten auf der Festung Kronach; Kapitän Prinz von Solms als Adjutant im Gefolge des Feldmarschalls Herzogs von Zweibrücken; Kapitän v. Spinaß, 3 Leutnants, 1 Fähnrich und 100 Unteroffiziere und Gemeine, bei dem Generalkommando und der Reichsartillerie in Dresden, sowie zur Bewachung des Kreisartillerieparks im Feldlager bei Plauen; endlich 7 Offiziere und 67 Unteroffiziere und Gemeine beurlaubt und krank.

Man stellte nachträglich fest, daß bei der Kapitulation des Regiments sich mehrere Leute versteckt gehalten hatten und entkommen waren, daß ferner von den Kriegsgefangenen zwar die meisten nach Stettin transportiert und im Fort Preußen untergebracht, jedoch einige unterwegs als krank in Berlin zurückgeblieben,

andere zum Schein in preussische Kriegsdienste getreten, gelegentlich aber wieder durchgegangen waren. In Stettin befanden sich von der Weiburger Kompagnie: Mühl, Schäffer, Ernst, Bäßler, Spies, Altherr, Wendel, Keller, Borbach, — von der Jbstainer Kompagnie: Menges, W. Schmitt, Chr. Schmitt, Wendle, Gude, Bender, Schnaz, Stern, Hettinger, Häuser, Merkel, Schubach, Hieronymus, Kraft, Müller, Geib, — von der Usinger Kompagnie: Stritt, Schaubert, Angel, Launhardt, Böhmmer, Heubel, Schmidt, Zint, Krüger, Jung, Valentin, Möffert, Ridel und Gilbert. Von letzterer Kompagnie wurde noch weiter seit der Schlacht bei Roßbach zu Magdeburg in Gefangenschaft gehalten der Sergeant Caspar Christ.

Der Kreiskonvent verlangte von den in Frage kommenden Ständen eine Neuaufstellung bezw. Vervollständigung ihrer Kontingente, fand aber bei diesen wenig Bereitwilligkeit. Nassau-Weilburg hatte eine vollständig neue Kompagnie von 86 Köpfen, Nassau-Usingen für die Jbstainer Kompagnie zu den übrigen 17 noch 59 und für die Usinger Kompagnie zu den übrigen 12 noch 82, Nassau-Saarbrücken zu den übrigen 6 noch 74 Köpfe aufbringen müssen. Kronach war als Sammelplatz zur Reformation des Regiments Nassau-Weilburg bestimmt. Von Sulzbach und Soden aus sollten am 24. März 1760 die neu aufzustellenden Kontingente dorthin aufbrechen, aber es trafen nur wenige zusammengelesene Mannschaften dort ein.

Die ganze kaiserliche Reichs-Exekutions-Armee bestand Ende August 1760 aus 24 780 Köpfen, von denen Kurmainz 2238, Kurtrier 1067, Kurköln 1315, Kurbayern 2822, Kurpfalz 2399, die sächsischen Staaten 896, Sachsen-Gotha besonders 198 (Dragoner), der Fränkische Kreis 6057, der Schwäbische Kreis 5656 und der Oberheinische Kreis 2132 ins Feld gestellt hatten. Im Oberheinischen Kreis zählte das Regiment Zweibrücken noch 1261, das Regiment Darmstadt 577, das Regiment Nassau 294 Köpfe. Pfalz-Simmern hatte sich neutral erklärt und seine Eskadron Reiter zurückgezogen, soweit noch etwas von ihr übrig war.

Im Januar 1761 richtete der Kaiserlich Österreichische Geschäftsträger zu Frankfurt, Graf v. Bergen dringliche Mahnungen an die Stände des Oberheinischen Kreises zur Stellung ihrer Kontingente, wurde jedoch allseitig auf den großen Notstand der Untertanen hingewiesen, der ihre gänzliche Verschonung von allen weiteren Reichs- und Kreisaufgaben erheische. Und als ein Jahr später Graf Bergen auf neue Rekrutierungsnachrichten abermals drang und bemerkte, die Stände könnten von ihren Obliegenheiten nicht entbunden werden, höchsten Orts werde man wohl vermerken, wer seinen patriotischen Pflichten nachkomme und wer nicht, entgegneten ihm namentlich die nassauischen Stände: die bisherigen großen Kriegsschäden hätten ihre Untertanen gänzlich verarmt und zu weiteren Leistungen unermüdend gemacht; ihre vielen Lieferungen an die französischen Hülfsstruppen wögen ihre reichsständischen Schuldbelastungen hundertfach auf, und man rechne bestimmt auf Ihrer Kaiserlichen Majestät reichsväterliche Milde und Nachsicht. Dabei blieb es denn auch, so daß nur ein geringer Teil des Regiments Nassau-Weilburg an der den Reichstruppen unter dem Prinzen Stolberg durch Heinrich von Preußen am 29. Oktober 1762 bei Freiberg beigebrachten Niederlage und an der späteren Flucht nach Franken vor dem Streifkorps des Generals Kleist beteiligt war.

Der am 15. Februar 1763 zu stande gekommene Friede zu Hubertsburg und der ihm folgende kaiserliche Erlass zur Auflösung der Reichsarmee wurde mit größter Freude begrüßt. Der Regimentsrest, Ende Januar 1763 aus 319 Köpfen bestehend, darunter 20 der Jbstainer, 14 der Usinger, 2 der Saarbrücker Kompagnie (von der Weiburger war niemand mehr vorhanden), trat am 8. März 1763 von Fürth aus den Marsch in die Heimat an.

§ 5

Karl, Fürst zu Nassau-Weilburg.

In der langen Reihe nassauischer Fürsten fehlt es nicht an Gestalten, die als Förderer des Volkswohles Großes und Ruhmliches geleistet haben, und unter diesen leuchtet Fürst Karl zu Nassau-Weilburg durch seine landesväterlichen Tugenden, seine Sparsamkeit und Ordnung in den Finanzen hervor. Man liebt gerührt in alten Schriften, wie die Augen dieses Fürsten auf Dingen ruhten, um die sich heute kein Fürst kümmert. Er belobte und prämierte den Bauer, welcher den besten Alee, den längsten Hauf oder Flachs gezogen, die Bäuerin, welche den meisten Flachs, den schönsten Faden gesponnen oder die meiste und schönste Leinwand auf dem Webstuhl verfertigt; selbst die Kinder, die sich im Fleiße hervortaten, wurden von ihm belobt und beschenkt

und ihre Namen öffentlich rühmend genannt. Das höchste Lob aber erwarb sich dieser Fürst durch die Versorgung der Armen und durch die Abstellung der Bettelei im ganzen Fürstentum.

Die Grundsätze, welche den Fürsten bei seiner Armen-pflege und bei Abstellung der Bettelei leiteten, lauten: 1. Ein wahrer Armer ist der, welcher nichts im Vermögen, keine Eltern, Kinder oder sonstige Anverwandten hat, die ihn ernähren könnten, auch alters und Gebrechlichkeit halber seinen Unterhalt nicht selbst erwerben kann. 2. Die arbeiten können, aber nicht arbeiten wollen, müssen dazu gezwungen, allenfalls auch in das Weilburger Zucht- und Arbeitshaus gesteckt, und ihnen darin diejenige Arbeit, wozu sie Kräfte und Geschick haben, in bestimmten Portionen gegeben werden. Dieses muß sonderlich mit lüderlichen Verschwendern geschehen. 3. Die ihre Nothdurft noch zum Theil erwerben können, bekommen nur so viel, als ihnen noch fehlt, und muß daher besonders dafür gesorgt werden, daß es ihnen an Arbeit und Verdienst nicht fehle. 4. Fremde Bettler müssen abgehalten und von dem Tage des Vollzuges dieser Einrichtung an, alles Haus- und Gassenbettel abgestellt, Handwerksburschen und Betrugglücken oder Reisenden, bewandten Umständen nach, eine Steuer aus den Junft- oder einwurthenden Spezial-Armenlassen gereicht werden. 5. In den Städten soll nach wie vor wöchentlich eine Büchse von Haus zu Haus umgetragen und der freiwillige Beitrag an Geld, sowie auch durch gewisse Personen das den Armen zugedachte Brot, gesammelt, — in Flecken und Dörfern aber alle reiche und wohlhabende Leute, durch die Beamten und Geistlichen ermahnt werden, entweder ihre Armen allein zu versorgen oder eine wöchentlich zu entrichtende Abgabe an Geld oder Brot zu diesem Zwecke zu bestimmen.

Diesem zufolge wurden die sämtlichen Stadtschultheißen und Landämter instruiert, die erforderlichen Untersuchungen anzustellen und in einer ihnen zu diesem Ende vorgegebenen tabellarischen Form die Anzahl der Armen jeden Orts, das Alter, die Ursachen der Armut, den moralischen und physischen Charakter, das bisherige Gewerbe eines jeden, ob und wie viel derselbe wöchentlich noch verdienen könne und womit? — wie viel ihnen bereits an wöchentlichen Almosen zugeteilt und verabreicht worden? wie viel ihnen außer diesem noch nötig sei? was eines jeden Ortes Almosen ungefähr jährlich ertrage? wie hoch sich die freiwilligen Beiträge an Geld und Brot belaufen? — an die Landesregierung einzuberichten.

Jetzt wurde die Bilanz gezogen und die Ausgaben mit der Einnahme verglichen. Es ist leicht zu errathen, daß jene von dieser weit übertroffen worden: zumal da die freiwilligen Beiträge in mehreren der besten Ortschaften, alles patriotischen Mitwirkens rechtlichaffener Prediger ungeachtet, dem Vermögen ihrer Einwohner höchst unproportioniert ausfielen. Der Fürst ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, das Werk durchzusetzen. Es blieb bei der mehrmals gedauerten schönen Erklärung dieses menschenfreundlichen Regenten: „Was meine Untertanen und die Almosen nicht bestreiten können, das lege ich bei.“

Demzufolge wurde das Armen-Institut mit dem Anfang des März 1780 allgemein. Die Austeilung geschah des Sonntags, in den Städten durch die dazu bestellten Armenpfleger, in den Flecken und Dörfern durch die Schultheißen oder Bürgermeister; es beliefen sich die wöchentlichen Pensionen auf 4—36 Kreuzer und 2½—7 Pfund Brot. Außerdem wurden arme Kinder aus diesem Fonds gekleidet; auch das Lehrgeld, wenn gewisse Handwerker die Lehrlinge nicht frei lernen und unterhalten konnten, für sie bezahlt. Ferner bestritten die Kirchenalmosen die Arzneien für kranke Arme unabzüglich ihrer wöchentlichen Pensionen. Weiter ist zur Ehre dieses Instituts zu bemerken, daß die hin und wieder subsistierenden Legate, welche zum Teil anscheinlich waren und in Weilburg jährlich 170 Gulden betrugen, nicht mit in den Fond gezogen wurden, sondern an den von den verstorbenen Wohltätern dazu bestimmten Tagen unter die Armen jeden Ortes ausgeteilt oder ihnen in Krankheiten verabreicht wurden.

Jedes Amt hatte eine Spezial-Armenkasse, die von dem fürstlichen Beamten oder Amtsassessor verwaltet wurde. Aus dieser flossen die Abgaben aller Art hin; diese aber hatten den nötigen Zufluß aus der in Weilburg etablierten General-Armenkasse, deren Kapital im Jahre 1780 schon bis auf 21 000 Gulden angewachsen war. Aus dieser wurden in dem genannten Jahre 1435 Gulden 24 Kreuzer an erstere abgegeben, ohne was die herrschaftlichen Kassen zu Weilburg und Kirchheim schon seit dem Jahre 1734 an Geld und Früchten dazu beigetragen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß alle außer jenen noch dazu erforderlichen Brotfrüchte von den herrschaftlichen Speichern, in einem für immer festgesetzten mäßigen Preis, für dieses Institut verabsolgt wurden.

Kaum war diese Einrichtung allgemein geworden, als der Fürst den Armenfonds, um denselben selbständig und unabhängig zu machen, auch mit den ansehnlichen Revenuen von den Besthäusern, sodann mit einer auf entbehrliche Hunde gelegte Taxe, begnadete. Diese samt den erwähnten Konfiskationsgeldern, die Kirchenalmosen, wie auch die nach einem alten Herkommen an dem Karfreitags-Buffeste und Bettage zu erhebende Kollekte, verschafften demselben jährlich einen ansehnlichen Zuwachs.

E. Trog.

Eine kurtrierische Verordnung.

Der Kapuzinerpater Martin von Cochem, der am 29. März 1699 zum Missionar für die Diözese Trier ernannt wurde, erließ ein „Ordinata für die Stadt Camberg aus der Verordnung Ihrer Kurfürstlichen Gnaden zu Trier vom 11. April 1699“, welches klar veranschaulicht, wie alle bürgerlichen und öffentlichen Verhältnisse in damaliger Zeit noch völlig unter dem Einfluß der religiösen Gedanken standen. Das Ordinata lautete:

1. An Sonn- und Feiertagen soll die Frühmesse um 6 Uhr im Sommer und um 7 Uhr im Winter angeläutet, und eine Viertelstunde darnach angefangen werden; das hohe Amt aber soll allezeit um neun gehalten werden. Die Hirten sollen nicht eh ausfahren, bis sie Frühmesse gehört haben.

2. An den Sonntagen soll allezeit, wanns das Wetter leidet, der Umgang und die Kirch gehalten, und vor dem Weinhauslein das Depro fundis, Vater noster und Collect gesprochen werden; der Chor soll dem Herrn Pastor antworten.

3. Bei der heiligen Messe und Predig sollen alle erscheinen; und die abwesende, oder anderswo hingehende sollen sich bei dem Herrn Pastor, oder bei einem der Herren Sendhöfchen anmelden, widrigenfalls sie gestraft werden.

4. Unter dem Amt und der Predig soll einer von den Sendhöfchen auf der Vorkirchen stehen, und auf die muthwillige Jugend achtgeben: zweien von den andern, unter welchen auch allezeit einer von den Dorfschaften seyn soll, sollen unter der Predig hinausgehen, und die Wirthshäuser visitieren, auch die auf der Gassen stehende in die Kirche treiben.

5. Unter der Messe und Predig sollen die Wirth niemand außer den Passanten in ihren Häusern aufhalten bei Strafe eines Pfund Wachs: bei selbiger Strafe sollen die Juden auch unter der Messe, Predig und Vesper ihre Häuser verschlossen halten.

6. Die Kinderlehr soll Winters und Sommers gehalten werden, ausgenommen, wanns gar kalt ist. Die sämtlich unverheirathete Jugend soll darin erscheinen. Die Abwesende, so sich vorhin beim Herrn Pastor nicht entschuldigt haben, sollen 2 Albus (— 16 Pfg.) Strafe geben, welches Geld zu der Kinderlehr soll angewendet werden.

7. An Sonn- und Feiertagen sollen Schuster und Schneider nicht arbeiten, die Bäcker nach Mitnacht nicht backen, die Barbierer am Vormittag nicht barbieren, die Metzger kein Fleisch verkaufen, die Müller am Vormittag außer großer Noth nicht mahlen, und am ganzen Tag nicht fahren, und die Weiber sollen nicht waschen, stärken, streichen (bügeln), und nichts neues nähen oder machen.

8. Das Karten- und Würfelspielen wird an selbigen Tagen hart verbotten; diejenigen, so solche Spieler in ihren Häusern aufhalten, sollen schwerer, als die Spieler gestraft werden. Unter der Vesper wird auch das Kegeln verbotten: worauf die Herren Sendhöfchen sollen acht haben.

9. An Sonn- und Werktagen, wann der Priester zum Altar geht, soll mit dem kleinen Klößlein ein kurzes Zeichen gegeben werden. Wann auf Werktag Messe gelesen wird, soll mit dem Chorklößlein geläutet, darnach mit den zwei kleinsten Klößlein zusammen geläutet werden. Zu der Wandlung sollen nur zwei, nicht drei Zeichen mit der größten Klot geläutet werden. Wann das hochwürdige Gut zu den Kranken getragen wird, sollen zwei kurze Zeichen mit dem Chorklößlein gegeben werden, und darnach sollen die zwei nächste Nachbarn des Kranken hinter dem Priester gehen. Wo einer in Todesnöthen liegt, soll einer aus den Freunden mit dem Chorklößlein zinken (anschlagen), bis der Kranke verchieden ist: als dann wolle ein Jeder etwas für den Sterbenden beten.

10. An Sonn- und Feiertagen sollen außer großer Noth keine Kinder zum Tauf gebracht werden, die weil die Weiber keine Messe hören können. Es sollen auch keine Kinderbetterinnen

in ihren Häusern, sondern in der Kirchen oder Kapellen ausgesegnet werden.

11. Die Juden sollen an Sonn- und Feiertagen nicht handeln, kaufen, verkaufen, rechnen, Schuld eintreiben, ja nichts mehr thun, als sie am Schabes thun, ausgenommen, was sie in ihren Häusern still ohne Geräusch arbeiten. Die Christen, so bey den Juden an Sonn- und Feiertagen etwas kaufen, sollen gestraft werden.

12. An selbigen Tagen soll Niemand die Sennen dangeln vielweniger mähen: wann aber das Wetter gar umstätt ist, kann man wohl mit Erlaubniß des Herrn Pastors das liegende Hain und Korn heimfahren.

13. Die Kirchenrechnung soll jährlich vor dem Herrn Pastor und den Herren Sendichöffen abgehört, und ein Register samt den andern Kirchenbüchern in die Sendtist gelegt werden, welche mit zweyen Schlössern versehen, und ein Schlüssel davon dem Herrn Pastor, der andere dem ältesten Sendichöffen eingehändiget werden.

14. Der wohllehrwürdige Herr Pastor und die Herren Sendichöffen haben den Gewalt zu strafen, vermög der Agend und der Kurfürstlichen Bewilligung, so Sie mir den 29. März 1699 persönlich angesagt haben, dennoch nicht höher als auf 2 Pfund Wachs, und daß solche Strafen nicht ihnen, sondern der Kirch zu Nutzen sollen angewendet werden.

In einem anderen Felde stehen die Worte:

cuius in mem. obeliscus erectus
A. Napoleone III. Imperatore
curante Gustavo com. de Reiset Peg.
regnante feliciter in Nassovia duce Adolpho
A. M. DCCCLXIII.

Nicht nur bei dem Aufbau des Denkmals, sondern auch bei der Enthüllung desselben war ich zugegen und bin darum in der Lage, nach alten Aufzeichnungen darüber zu berichten. Am 17. Juni 1863 fand die Enthüllung durch den dazu beauftragten Postverwalter Heymann von Selters in Gegenwart des Herzoglich Nassauischen Amtmanns Heyne von Hachenburg, des Bürgermeister Bönner von Höchstebach und vieler Zuschauer der Umgegend statt. Nachdem Herr Heymann in längerer Rede über die Entstehung und die Ausführung des Denkmals sich verbreitet hatte, übergab er es in den Schutz der Nassauischen Behörden, welche versprachen, das Denkmal bereitwilligst zu schützen. Nach Jahren wurde das Denkmal noch mit einer Eiseneinfriedigung umgeben und gilt nun als Zierde der ganzen Gegend. Möge auch ferner das einem Toten geweihte Denkmal vor Schaden behütet bleiben!

A. d. Schupp, Hauptlehrer in Diez.

Altnassauer Allerlei.

B. W. Impfgegner in Altnassau. Leute, die der Schutzpockenimpfung skeptisch gegenüberstehen, gibt es nicht bloß heute, sie gab es auch bereits vor mehr als hundert Jahren. Doch verschieden war zu den verschiedenen Zeiten der Grund der Gegnerschaft: „heute die wissenschaftliche Forschung, damals die tief eingewurzelten Vorurteile des Landvolks“, wie eine Bekanntmachung des herzoglich Nassauischen Staatsministeriums vom 17. Januar 1809 sich ausdrückte. So mußte denn die bezeichnete Bekanntmachung feststellen, daß „die höchsten Orts emanirte Verordnung wegen Einimpfung der Kuhpocken . . . noch nicht diejenige wohlthätige Wirkung allgemein erzeugt hatte, die man zu erwarten berechtigt war“. Als „trauriger Beweis“ hierfür wurde die Tatsache bezeichnet, daß in mehreren Orten des Herzogtums die Blatternkrankheit ausgebrochen war. Besonders arg wüthete sie in Bredenheim, wo am 31. Dezember 1808 nicht weniger als 32 Kinder an ihr darnieberlagen. Die damals übliche Bezeichnung der Häuser, in denen Blatternkranke sich befanden, war keine genügende Sicherung gegen die Weiterverbreitung der Seuche. Deshalb ließ Herzog Friedrich August am 17. Januar 1809, also vor nunmehr 106 Jahren, an das herzogliche Kriegscollegium die Weisung ergehen, ein Militärkommando nach Bredenheim zu entsenden. Diesem Militäraufgebot wurde die Aufgabe zugeteilt, „vermittelst Besetzung der Hauptgänge und geeigneter militärischer Vorkehrungen nur denjenigen Personen den Aus- und Eingang zu gestatten, bei welchen keine Kinder im Hause seien, oder deren Kinder die Kuhpocken bereits erhalten haben“. Um die Vorurteile der Bevölkerung gegen die Impfung zu beseitigen, wurde sämtlichen Ortsgeistlichen anbefohlen, „sich mehr für diesen wichtigen Gegenstand der Gesundheitspolizei zu interessieren, durch öffentliche Vorträge die Inoculation der Kuhpocken zu empfehlen und dagegen noch herrschende Vorurteile zu bekämpfen zu suchen“. Auch in anderer Beziehung machte die Widerpenstigkeit der Nassauer gegen die Anordnungen der Regierung dieser viel zu schaffen. In einigen Ämtern des Herzogtums weigerte man sich, die geimpften Kinder dem Arzt zur Kontrolle zuzuführen. Auch wollte man es nicht gestatten (auf andere Weise vermochte man sich den Impfstoff damals noch nicht zu beschaffen), daß den geimpften Kindern Lymph für weitere Impfungen entnommen wurde. Deshalb forderte die Regierung im Februar 1812 die Beamten, Ortsgeistlichen und Lehrer auf, die Nassauer zu belehren, daß „das Entnehmen der Lymph zur weiteren Vaccination dem Kinde ganz unschädlich und zur Verbreitung der Schutzblattern unumgänglich nöthig sei“. Wer von nun an die Lymphkontrolle und Entnahme nicht gestattete, wurde vom Impfarzt der Regierung zur Bestrafung gemeldet. Der Name des zuwiderhandelnden „Familienhauptes“ wurde darauf von der Regierung öffentlich bekannt gemacht, der betreffende außerdem mit einem Reichstaler Strafe belegt.

Das Marceau-Denkmal bei Höchstebach.

Vor mehr als 50 Jahren, am 1. Mai 1863, erhielt ich meine erste Anstellung als Herzoglich Nassauischer Lehrgehilfe im Westerwalddorfe Höchstebach bei Hachenburg. Da mir als geborener Taunusbewohner der Westerwald fremd war, so suchte ich mich alsbald in der nächsten Umgebung bekannt zu machen. Eines Tages kam ich bei einem Spaziergang vor dem schönen, früher berühmten Höchstebacher Wald, an das alte, mir damals fremde Marceau-Denkmal. Dasselbe befand sich ungefähr 50 m von der Köln-Frankfurter Straße entfernt im Walde. Der Zahn der Zeit und die gut genagelten Schuhe der Höchstebacher Schulkinder hatten es durch „Schleifen auf dem Stein“ dem Untergang nahe gebracht. Es bestand nämlich aus einer wagrecht liegenden Schupbacher Marmorplatte mit Inschrift (siehe weiter unten), umgeben mit einem zurzeit schwer beschädigten Holzgelenker, wie sie vielfach früher auf Grabstätten von Friedhöfen zu sehen waren. Ein Mitglied des Nassauischen Vereins für Altertumskunde, Herr Postmeister Heymann von Selters, erhielt Kunde von dem unwürdigen Zustand des Denkmals und berichtete darüber an den französischen Gesandten Comte de Reiset zu Darmstadt, worauf Napoleon III. das jetzige, also zweite Denkmal, errichten ließ. Herr Bauinspektor Meurer aus Montabaur wurde nun beauftragt, das neue Denkmal aufzubauen. Es ist aus Trachit und rotem, Nassauischem Sandstein in Obeliskform aufgeführt. Auch wurde in einem Feld ein Stück des alten Marmorsteins nebst früherer Inschrift eingesetzt, die alte Inschrift lautet:

Hic. occubuit
ictu. letali vulneratus
XII. Kal. Octobr. a. M. DCC. LXXXVI.
novissim agmen, dum. viriliter. ducebat
in. regressu. a. Moguntia
generosus. et. morum. amabilium.
Franc. Severinus Desgraviere Marceau
Praetor exercit. R. P. Francorum carnato oriundus
a. VI. post. vulnus Altkircham translatus
obiit. perend. dic. aetat. XXVII mense VII.
sui. el. milites statim. iiv. hoc. ipso. loco. ubi. ruit.
simplicem titul. dicaverunt
orati. animi. testimonium
pic semper a germ. gente. hucusce servatum
dein. Confluentibus. sepulto
tumulum extruerunt, hostes
non indigni.